

## «Sturz in die Sonne»

Vor hundert Jahren schrieb C. F. Ramuz einen heute hochaktuellen Klimaroman. Die WOZ bringt exklusiv die ersten drei Kapitel in deutscher Übersetzung.

Thema, Seiten 15–17

C. F. RAMUZ UM 1930. FOTO: HENRI MARTINIE, KEYSTONE

### AUTOBAHNEN

## Schwungvoll gegen Strassen

VON BETTINA DYTRICH

Dank eines kollektiven Efforts wurde sie gerade vor der Insolvenz gerettet, die geschichtsträchtige St. Galler Genossenschaftsbeiz Schwarzer Engel. Die drei, die sich an diesem Abend hier treffen, wollen ein weiteres Stück Stadt retten. Léonie Schubiger, Peter Olibet und Florim Sabani haben vor kurzem den Verein «Gegen den Autobahnanschluss beim Güterbahnhof» mitgegründet. Und sie können einen ersten Erfolg feiern: Letzte Woche hat sich das St. Galler Stadtparlament gegen den Anschluss ausgesprochen, der dereinst einen Teil des Verkehrs der Autobahn A1 mitten in der Stadt ausspucken soll – auf dem letzten grossen freien Areal im Zentrum. Die Stadt solle sich beim Kanton und beim Bundesamt für Strassen (Astra) gegen den Autobahnanschluss zur Wehr setzen: Dieses Postulat hat das Stadtparlament überwiesen.

«Hoffentlich ist das der Auftakt für eine neue Erzählung», sagt SP-Stadtparlamentarier Olibet. Die alte Erzählung, die Mitte-Rechts seit letzter Woche unermüdlich wiederholt, lautet: Die Bewegung gegen den Autobahnanschluss hat 2016 eine Abstimmung verloren; was sie jetzt macht, ist Zwängerei. «Aber den Klimastreik gibt es erst seit 2018. Er hat in vielen Köpfen etwas verändert», sagt Klimaktivistin Schubiger. Sie hat gerade die Matura hinter sich; 2016 war sie erst dreizehn.

Verhindert ist der Autobahnanschluss allerdings noch lange nicht. Die Stadtregierung stehe weiterhin hinter dem Projekt, liess der parteilose Baudirektor Markus Buschor umgehend verlauten. Gleich tönt es beim Kanton. Und doch ist der Parlamentsbeschluss ein wichtiges Zeichen für die Bewegung gegen Autobahnen. Sie hat in den letzten Jahren in der ganzen Deutschschweiz an Schwung gewonnen, sich immer besser vernetzt. In Biel gelang es ihr, die Westast-Stadtautobahn zu verhindern. In der Stadt Luzern wurde ein Teil des Autobahnausbaus an der Urne versenkt (siehe WOZ Nr. 6/22). Vor einem Jahr lud die SP St. Gallen Aktivist:innen aus beiden Städten ein, um von ihren Erfahrungen zu lernen. «Die Begegnung hat uns Mut gemacht», sagt Olibet. Dass die St. Galler:innen einen partei-

unabhängigen Verein gegründet haben, ist eine Konsequenz aus dem Treffen. «Wir wollen eine lebenswerte Stadt – das ist doch nicht nur ein linkes Anliegen», sagt Forstingenieur Sabani, der gleich oberhalb des Areals wohnt, wo der Verkehr aus dem Boden kommen soll.

Was die Bewegung auszeichnet: Sie setzt auf allen Ebenen an – parlamentarisch, aktivistisch, juristisch. Die in früheren Jahrzehnten verbreiteten Grabenkämpfe scheinen Geschichte; Léonie Schubiger etwa ist im Klimastreik, in der Juso und im VCS aktiv. Radikaler Pragmatismus kann sich lohnen: Die Bieler Westast-Gegner:innen arbeiteten einen detaillierten Gegenvorschlag zum offiziellen Bauprojekt aus – so konnte niemand mehr sagen, es gebe keine Alternative.

Anfang 2022 haben sich verschiedene lokale Gruppen zur Bewegung «Verkehrswende jetzt!» zusammengeschlossen. Es gibt weiterhin viel zu tun: in Basel gegen den Rheintunnel, in Bern gegen den Ausbau des Anschlusses Wankdorf und der A1 beim Grauholz, in Luzern gegen den sogenannten Bypass – die Liste ist längst nicht vollständig.

Das «St. Galler Tagblatt» empört sich über die Opposition gegen den Autobahnanschluss: «Der motorisierte Individualverkehr wird zunehmen.» Als wäre das ein Naturgesetz. Aus der übervollen Strassenkasse des Bundes fliesst weiterhin Geld, als hätte noch niemand vom Klima gehört; dauern müssen neue «Engpässe beseitigt werden». Das Argument, mit der Elektrifizierung sei das Auto rehabilitiert, überzeugt nicht: Elektroautos sind alles andere als klimaneutral; zudem sorgen sie genauso wie Benziner für die Zubetonierung der Landschaft und für verstopfte Städte. In kaum einem Bereich verhält sich die Gesellschaft so irrational, wie wenn es ums Auto geht.

«Weniger Autos: Das muss das Ziel der Politik sein», sagt Léonie Schubiger. Und Florim Sabani ergänzt: «Die Klimakrise muss in jede Entscheidung einfließen, sei sie noch so klein – oder so gross.»

 Diskutieren Sie mit unter: [www.woz.ch/debate](http://www.woz.ch/debate)

### Klimafrage an der Tür

Netto null bis 2030 in Basel? Da hilft eine Überzeugungstour.

Schweiz, Seite 5

### Schwarz in Helvetien

Die Schweiz verdrängt gern, wie rassistisch sie ist.

Schweiz, Seiten 6/7

### Mit der Spraydose durch Teheran

In der Hauptstadt des Iran schreiben Frauen ihre Wut an die Wände.

International, Seite 11

### Die Würde der Schepense

Milo Rau über eine Mumie und die Pracht der Revolte.

Kultur/Wissen, Seiten 20/21



**VISIONÄRER KLIMAROMAN**

# «Was geht mich das an?»

Vor hundert Jahren schrieb der Westschweizer Schriftsteller C. F. Ramuz, ausgehend vom Hitzesommer 1921, einen visionären Roman: «Présence de la mort». Im Frühling 2023 wird er erstmals auf Deutsch erscheinen. Exklusiv in der WOZ: die ersten drei Kapitel von «Sturz in die Sonne».

VON CHARLES FERDINAND RAMUZ (TEXT), STEVEN WYSS (ÜBERSETZUNG) UND FRANZISKA MEYER (ILLUSTRATIONEN)

I

Dann kamen die grossen Worte; die grosse Botschaft wurde über den Ozean geschickt von einem Kontinent zum anderen.

Die grosse Nachricht bahnte sich die ganze Nacht durch Fragen und Antworten ihren Weg über das Wasser.

Gehört, allerdings, wurde sie nicht.

Die grossen Worte gingen unbemerkt vorbei, sie trübten nichts in der Luft über den warenbeladenen Schiffen und den weissen Atlantikkreuzern, nichts an dem Himmel, der nur wegen der grösseren Sterne beachtet wurde – und sie gingen, in vollkommener Stille, über die Meeresbrandung dahin.

Jene Nacht, diese Worte, dann die gestellten Fragen und die Antwort auf diese Fragen – nun wird sich alles für alle Menschen so sehr ändern, dass sie sich selbst nicht wiedererkennen werden, aber vorerst ändert sich nichts; alles bleibt so ruhig, so aussergewöhnlich ruhig über dem Wasser, mit der nahenden Dämmerung, und vor ihrer schönen weissen Farbe raucht der Kamin eines grossen Schiffes, das man nicht sieht.

Wegen eines Unfalls im Gravitationsystem stürzt die Erde schnell in die Sonne zurück, strebt ihr entgegen, um darin zu zerschmelzen: Das kündigt die Botschaft an.

Alles Leben wird enden. Es wird immer heisser werden. Die Hitze wird unerträglich sein für alles Lebende. Es wird immer heisser werden, und schnell wird alles sterben. Und trotzdem, noch sieht man nichts.

Noch hört man nichts: Sogar die Botschaft selbst ist verstummt. Was zu sagen war, ist gesagt; Stille.

Es ist Morgen geworden auf dem Meer, wo das Schiff Richtung Horizont hinauffährt, wo es die grosse Steigung aus den vielen kleinen, unterschiedlichen Steigungen nimmt, eine nach der anderen nimmt wie die Ameise ihre Erdfurchen.

II

Bis zu diesem Tag hatte es keine anderen Anzeichen gegeben ausser die extreme Trockenheit. Wir hatten Ende Juli; sie hielt schon drei Monate an. Einige Gewitterregen im Juni, einige fünf frankengrosse Tropfen, die in diesem Monat an gewissen Abenden noch ohne Vorwarnung auf die Pflastersteine vor meinem Haus fielen: Das wars. Das Heu war schön geworden, die Getreideernte gut und üppig. Erst danach wurde die Erde rissig, das Gras vergilbte und wurde knapp.

Man nimmt diese Anfänge zur Kenntnis und dass es, alles in allem, bis Ende Juli keine aussergewöhnlichen Anzeichen gegeben hatte. Draussen noch nichts als Trockenheit und grosse Hitze, das Thermometer stieg zur Mittagsstunde auf 30 Grad, dann auf 32, 34 Grad. Ein wenig litt man schon, aber es war auszuhalten, denn da war diese Schönheit des Himmels, und dann sind wir hier an einem See. Und von hier aus sieht man es kommen, das heisst, man sieht nichts, ausser dass man dieses Himmelsgewölbe vor sich hat, das noch nie so satt gestrichen war, wie wenn die Maler da gewesen sind und zwei, drei Schichten aufgetragen haben, aber ein guter Arbeiter, der ist nie zufrieden, der sagt: «Das reicht nicht.»

Man lebte unter der Schönheit dieses Himmels. Die hohen Stockrosen vertrockneten über der gelb gewordenen Petersilie und den chinesischen Nelken, die sich gar nicht erst geöffnet hatten: Dieser Himmel verdrängte alles. Man sagte: «Ja, es ist wahr, es ist heiss, aber es ist schön!» Man sagte weiter: «Heu hat es ja gegeben, Weizen hat es ja gegeben!» Man sagte: «Es wird doch nur das Gemüse fehlen, man wird halt versuchen, ohne auszukommen ... Und dafür wird der Wein gut sein.» Unsere Winzer im Lavaux sollten zufrieden gewesen sein mit ihrem letzten Jahr, angesichts der Versprechen, die man ihnen machte, obwohl es in der Höhe Frost gegeben hatte, wie sie sagen; dafür wird das, was übrig bleibt, gut werden, erstklassig, wie sie auch sagen, wenn es so weitergeht, nur ein paar hübsche warme Niederschläge hätte man gerne gegen Ende August, damit die Trauben richtig fett werden. Und mit schmalzender Zunge: «Wenig, aber erstklassig ... Und wenn sich die Preise halten ...». Dann sah man erneut zum Himmel auf.

Weil, sehen Sie, ist es sauber genug, lackiert genug, poliert genug, glatt genug? Ist die Farbe satt genug? Über dem kleinen roten Dach des Schuppens und dem runden Holunder, rund um die spitze Stechpalme, über dem Hang zum See hinunter und über dem See, über dem Wasser und über den Bergen. Über mir und über uns. Über uns allen. Und er wirkt so dauerhaft, dieser Himmel. Oh, so dauerhaft! Man sagte sich: «Es ist für immer ...» Man muss sich freuen und geduldig sein, die Erschöpfung, die man spürt, wird vorbeigehen, und man ist nicht sehr hungrig, stimmt schon, und man magert etwas ab, aber man kann ja im Herbst wieder zulegen.



Es geht gut! Der Gärtner selbst sagt: «Es geht gut.» Guignet, der Gärtner, ist in diesem Punkt mit den Leuten einig, auch wenn es lästig ist, weil sich für ihn die Frage des Giessens stellt, heute Morgen hat er seinen Wasserschirm wieder mitten in einem Salatbeet aufgespannt, aber der Boden ist bis in die Tiefe von sechzig Zentimetern trocken, und die Erde ist so heiss, dass das Wasser gleich wieder verdampft. Sagt er, während er seinen Strohhut nach hinten schiebt, spuckt, seine Tonpfeife aus der Tasche zieht, seine Tonpfeife stopft und den Gemüsegarten rund um sich herum betrachtet.

Da sind Blumentöpfe, die wegen der Maulwurfgrillen bis zum Rand in den Boden eingelassen sind.

Da ist auch eine Spatzenfalle. Guignet steckt die Spatzen für seine Katzen in die Tasche.

Wir haben an diesem Morgen noch eine Weile geredet, überhaupt keine Anzeichen, alles ist so schön!

Und nichts als diese Trockenheit, die immer mehr wird. Guignet hatte den Hahn mit dem Wasser vom Lac de Bret aufgedreht; tatsächlich, der Druck in den Leitungen fällt ab: Anstatt

des grossen Schirms, der sich vor einem öffnete, gab es nur noch einen kleinen Kreis aus feinem weissem Staub rund um den Schaft.

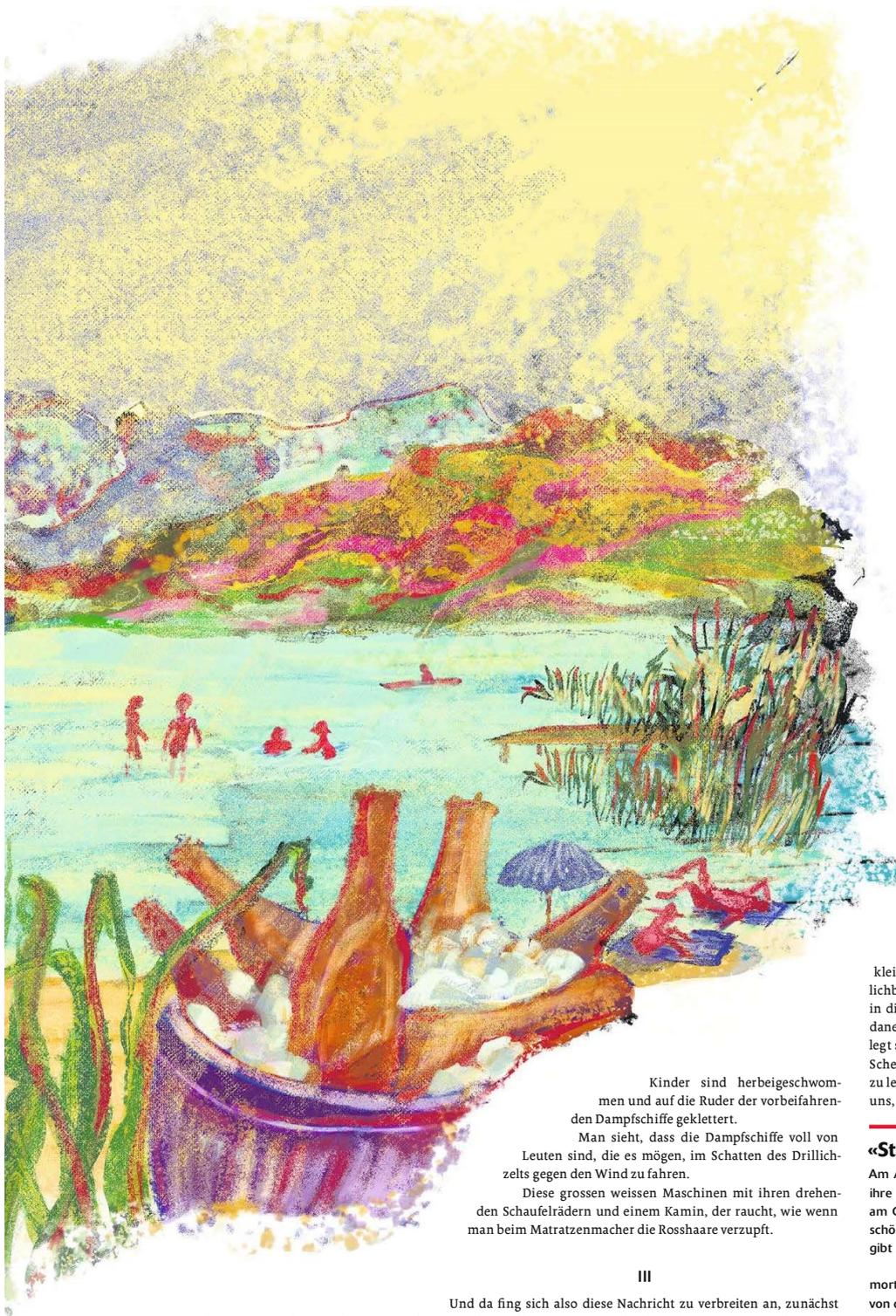
Es wird jeden Tag ein bisschen weniger; bald nichts mehr! Immer weniger; «also dann», hat Guignet gesagt (der endlich seine Pfeife angesteckt hat, in deren Holm er bläst, weil sie nicht gut zieht), «also, wenn man nicht mehr giessen kann!»

Trotzdem sehe ich mir wieder diesen schönen Himmel an, in dem die eingerollten Blätter eines Flieders hängen.

Unser Savoyen, so sanft und schön, schiebt sich scharf nach vorne; seit mehreren Wochen sieht man es ganz nah, wie wenn das Wetter schlecht wird; aber das Wetter wird nie wieder schlecht.

Neulich in der Nacht fingen gegen zwei Uhr morgens die Läden zu schlagen an, die Fenster klapperten, die Türen rüttelten, die Ziegel flogen von den Dächern.

Ein grosser, heisser Wind stiess durch die Fenster, die man Tag und Nacht offen stehen liess. Ein grosser, heisser Wind, von Süden kommend, stürzte mit seinem ganzen Gewicht von den Höhen der gegenüberliegenden Berge auf uns hinab. Ich bin nachsehen gegangen. Von Wolken keine Spur. Nur diese derart grossen



Kinder sind herbeigeschwommen und auf die Ruder der vorbeifahrenden Dampfschiffe geklettert.

Man sieht, dass die Dampfschiffe voll von Leuten sind, die es mögen, im Schatten des Drillichzelts gegen den Wind zu fahren.

Diese grossen weissen Maschinen mit ihren drehenden Schaufelrädern und einem Kamin, der raucht, wie wenn man beim Matratzenmacher die Rosshaare verzipft.

### III

Und da fing sich also diese Nachricht zu verbreiten an, zunächst von den Redaktionen nur ungläubig aufgenommen – und dann auf die Titelseite der Zeitungen gehoben, heisst wie schwarzweisse Fahnen, Trauerfahnen.

Bei uns allerdings hatte das in den ersten Tagen keine grossen Auswirkungen. Hier bei uns hat man nicht viel Vorstellungskraft.

Da ist die Stadt, die sich dort oben über ihre drei Hügel zieht, sie liess weiterhin, in mehr oder weniger grosser Zahl, die mehr oder weniger weit auseinanderliegenden Stundenschläge ihrer Uhren zu uns herabrollen.

Dieser Vorort, wo ich bin, nicht weit vom See, ist noch immer eher recht ländlich, auch wenn es viele Neubauten gibt. Die Abendzeitung kommt kaum vor sechs Uhr, und sie wird zuerst von den Frauen gelesen, denn die Männer sind noch nicht von der Arbeit zurück. Heute Abend sind es 36 Grad im Schatten, trotzdem nicht das geringste Anzeichen eines Gewitters, nicht eine dieser dicken, weissen, schäffchenhaften oder glatten, keine dieser schieferigen oder schwarzen Wolken, und auch nicht diese Schwere der Luft, die schlechtes Wetter ankündigt. Das Licht ist noch kein bisschen weisser, es scheint sogar goldener über diesen Stimmen, die von unten kommen. Das Blau des Himmels ist blauer geworden, wenn das überhaupt möglich ist. Und alles geht seinen gewohnten Gang. Im Café trinkt man, im Lebensmittelladen wiegt man den Zucker und in der Bäckerei das Brot (wie immer). Und vielleicht geht um den Rest der Welt schon ein grosses Gerücht: Hier kommt nur die Strassenbahn gemächlich angefahren; sie hat vor dem Café

gehalten. Da der Wagen leer ist, gehen die Angestellten noch einen trinken.

Eine Frau lehnt sich aus dem Fenster: «Haben Sie es gelesen?»

Die Stimme einer Frau aus dem unteren Stock: «Nein.»

Im dritten Stock sieht man den oberen Teil der weissen, nicht richtig zugehakten Bluse der Frau, die die Frage gestellt hat, aus dem Fenster schauen; sie hält die Zeitung in der Hand. Sie liest die Nachricht vor. Die Frau von unten kippt den Kopf nach hinten, zieht dabei ein kleines Mädchen an sich heran, dem sie die Haare für die Nacht kämmt, während sie unablässig mit den Fingern durch die langen blonden Strähnen streicht.

Und die Frau von oben, die fertig gelesen hat, zeigt auf die Stelle, wo es gedruckt ist, aber die andere: «Was geht mich das an?»

Am Anfang ist der Erfinder einer Idee mit seiner Idee allein. Die Nachricht wird mit Gleichgültigkeit und Lächeln empfangen. Über den mehr oder weniger nah beieinanderliegenden Dächern bricht ein Abend wie jeder andere an. Es ist der Moment, da die Badenden, nachdem sie noch ein letztes Mal mit beiden Händen aufs Wasser geklatscht und ihr Stück Marseiller Seife in die gestreifte Badehose geklemmt haben, wieder hinaufgehen. Die Schultern brennen ihnen unter den Hemden, die Frauen haben scharlachrote Nacken und Arme, deren Farbe von den Musselinärmeln kaum abgeschwächt wird. Da sind Mütter, die sich verspätet haben und den Wagen mit dem jüngsten ihrer Kinder vor sich herschieben, während die anderen zu folgen versuchen, so gut sie können. Gleich kommt der Mann nach Hause. Vielleicht ist er schon zu Hause. Schnell, schnell in der Sonne, die rot geworden ist, erst orangerot, dann rotrot, dann schwarzrot.

Man muss am Bauernhof vorbei. Man sieht, wie im Innenhof die abendliche Arbeit verrichtet wird, so wie immer. Zwei oder drei Männer, einer davon der Meister; sie gehen hin und her. Sie stellen sich nichts vor, das über sie hinausgeht. Sie halten die Beständigkeit der Dinge für so beständig, dass sich diese niemals ändern wird.

Die Schubkarre dreht ihr einziges Rad, so, wie sie es schon gestern gedreht hat, und so, wie sie es auch morgen drehen wird. Das Rad der Schubkarre quietscht. Die Kuh, die am nächsten bei der Stalltür steht, kann man vom Weg aus sehen. Da sind die roten Fensterläden. Die Tür des Schuppens ist rot. Da ist eine alte Tanne, die krumm an der Ecke des Schuppens steht.

Und doch ist auch dort die Zeitung angekommen. Eine kleine magere Frau, den Körper ganz schief in einer grauen Drillichbluse, trägt am Arm einen Weidenkorb, ohne zu wissen, was in diesem Korb ist. Darin liegt die zusammengefaltete Nachricht, daneben dieselbe, ebenfalls zusammengefaltete Nachricht. Sie legt sie vor jede Tür. Auf der alten, grün gestrichenen Bank an der Scheunenwand beginnt der Meister, der sein Tagwerk beendet hat, zu lesen: Er hat es nicht verstanden, es ist zu gross. Das ist nicht für uns, es ist zu gross. Unsere Welt ist so klein. Unsere Welt geht so

### «Sturz in die Sonne»

Am Anfang steht eine wissenschaftliche Entdeckung: Die Erde hat ihre Bahn verlassen und stürzt der Sonne entgegen. Die Menschen am Genfersee wollen das erst nicht glauben und erfreuen sich am schönen Wetter. Aber schnell wird klar, dass es kein Entkommen gibt ...

1922, als Ramuz den Roman unter dem Titel «Présence de la mort» (Gegenwart des Todes) veröffentlichte, wusste er noch nichts von der Klimakatastrophe. Doch das Bild, das er, basierend auf dem Hitzesommer 1921, zeichnet, liest sich wie eine Prophezeiung. Die hochverdichtete Sprache erinnert zuweilen an ein Gedicht, die krasse Schnitttechnik an das Kino seiner Zeit.

Die kühne Form mag mit ein Grund dafür gewesen sein, warum der Text zu Ramuz' Lebzeiten nicht die gewohnte Resonanz fand. So darf die Erstübersetzung von Steven Wyss, die im Mai 2023 im Limmat-Verlag erscheinen wird, als Sensation bezeichnet werden. Zu verdanken ist die Entdeckung dem Museum Strauhof in Zürich, das bei Recherchen für die Ausstellung «Climate Fiction» auf den Text stiess, der 75 Jahre nach Ramuz' Tod seit kurzem rechtfrei ist. **ADR**

C. F. Ramuz: «Sturz in die Sonne». Roman. Aus dem Französischen von Steven Wyss. Limmat Verlag, Zürich, Mai 2023. Circa 200 Seiten. 28 Franken.

Eine Besprechung zur Ausstellung «Climate Fiction» im Museum Strauhof lesen Sie auf Seite 25.

weit, wie unser Auge reicht. Der Meister, der zu Ende gelesen hat, schaut sich um, am Anfang vielleicht mit einer leichten Unruhe; die Unruhe geht wieder.

Man müsste sich den Himmel vorstellen können, die Gestirne, die Kontinente, die Ozeane, den Äquator, die zwei Pole. Aber man stellt sich nichts vor ausser sich selbst und was um einen selbst herum ist. Ich strecke die Hand aus, ich berühre. Der Meister legt die Zeitung auf die Bank, zieht seine Uhr hervor, sieht die Zeit auf seiner Uhr. Er spürt nur, dass der Hunger kommt.

Sterne, derart weiss, dass sie den Himmel ganz schwarz machten. Sterne wie Papierlaternen.

Bei diesem Wind wurde einem noch heisser, obwohl er so heftig war, dass er einen rückwärts schob. Und man fing an, Angst zu bekommen, aber man konnte dieser Angst nicht wirklich nachgehen, weil da war es auch schon vorbei. Plötzlich, aber so ganz und gar vorbei, dass man sofort wieder das Ticktack der Uhr auf dem Nachttisch hören konnte.

Man geht im See baden. Der grosse Strand ist, wohin man auch blickt, braun vor nackten Leuten.

In einer kleinen Bude verkauft eine Frau Gebäck. Aus einem Holzkübel voller Eis ragen Bierflaschenhälse. Leute, die ihr Lebtag nie gebadet haben, sind gekommen. Auf dem Kiel eines alten Bootes hatte ein kleiner Alter mit seiner Pelerine auf dem Schoss gesessen und ein Buch gelesen. Seine Haut war so weiss, als wäre sie mit Mehl eingerieben. Der Körper des riesigen Fährmannes gleich daneben hatte die Farbe eines zu stark gebrannten Ziegelsteins, das heisst, etwas zwischen Braun, Rot und Schwarz. Kleine Mädchen spielen Rondin Picotin; Frauen tragen Badeanzüge. Der Sand läuft einem wie Wasser durch die Zehen; bunte Scherben, schöne Kieselsteine, rund, flach oder eiförmig. Die Stadt leert sich vollständig, jeden Nachmittag, und man sieht sie auf alle möglichen Arten hinuntersteigen, zu Fuss, mit der Strassenbahn, mit der Standseilbahn, mit dem Fahrrad, zur Frische, zum Wohlgefühl – wie auch heute wieder zwei dicke Prostituierte, die bis zum Hals brav im Wasser sitzen, mit ihren Blumenhüten auf dem Kopf.

THOMAS PIKETTY

# Radikal reformistisch

In seinem neuen Buch «Eine kurze Geschichte der Gleichheit» erinnert Thomas Piketty daran, wie der Kapitalismus einst gebändigt wurde. An diese sozialdemokratische Erfolgsgeschichte lässt sich anknüpfen, argumentiert der französische Ökonom.

VON MICHAEL KRÄTKE

Thomas Piketty ist inzwischen eine Art internationaler Popstar. 2013 erschien sein Buch über das «Kapital im 21. Jahrhundert», 2019 folgte «Kapital und Ideologie». Der erste Wälzer ist über 800, der zweite über 1300 Seiten lang. Trotzdem wurden es Bestseller.

Das neue Werk des französischen Ökonomen ist viel dünner – aber nicht weniger ehrgeizig. Piketty will kompakt die Geschichte des modernen Kapitalismus als langsamen, aber unaufhaltsamen Siegeszug der sozialen und ökonomischen Gleichheit darstellen. Es geht um die grossen Transformationen, die auf lange Sicht die Struktur des Kapitalismus umgemodelt haben. Und um die Konturen eines anderen Wirtschafts- und Gesellschaftssystems: die konkrete Utopie eines demokratischen, ökologischen, dezentralen Sozialismus.

Im deutschsprachigen Raum war Piketty lange ein Unbekannter – ein Ökonom, der über Jahre empirische Forschung betrieben hatte, ohne auf viel Resonanz zu stossen. Im neuen Buch beschreibt er die Forschungstradition, aus der er kommt und die er fortführen will. Dazu zählt die «École des Annales», eine Schule der Geschichtsschreibung, die schon früh Wirtschafts- mit Sozial- und Politikgeschichte verknüpfte. Und auch die Tradition der klassischen politischen Ökonomie, ein wenig auch die marxistische Tradition, obwohl Piketty kein Marx-Kenner ist.

Progressive Steuern sollen die soziale Ungleichheit ganz erheblich reduzieren.

## Die grossen Umbrüche

Methodisch bezieht Piketty eine Vermittlerposition: Was gesellschaftliche Entwicklungen angeht, sind Konflikte, Kämpfe, Kräfteverhältnisse oft entscheidend, aber Institutionen, Regelwerke, Arrangements, Einstellungen und Überzeugungen nicht weniger wichtig. Es geht ihm um historische Erklärungen dafür, wie und durch welche Umbrüche sich der gegenwärtige Kapitalismus herausgebildet hat.

Einige zentrale Thesen in diesem Buch werden bei manchen linken Leser:innen auf Skepsis stossen. So etwa diejenige, dass über einige Jahrhunderte hinweg betrachtet ein Abbau von sozialer, ökonomischer und politischer Ungleichheit festzustellen sei. Piketty stellt deshalb die Gesamtentwicklung als eine «Geschichte der Gleichheit» dar. Allerdings ist diese noch lange nicht zu Ende, weitere Fortschritte hin zu mehr Gleichheit sind notwendig.

Piketty ist nicht nur hochgelobt, sondern auch heftig kritisiert worden. Ihm wurde vorgeworfen, keinen klaren Begriff von Kapital zu haben und alle möglichen Formen des Reichtums in den einen Topf des «Vermögens» zu werfen. Im neuen Buch nimmt er verschiedene Eigentumsformen differenziert in den Blick. Vor allem solche, die Macht über das Leben anderer verschaffen, wie das Eigentum an Produktionsmitteln oder Wohnraum. Beides führt zu Abhängigkeitsverhältnissen, ebenso wie der Zugang zu politischer Macht und das Eigentum an Ressourcen in anderen Weltteilen.

Staatschulden und Kolonialbesitz sind hier die beiden Hauptformen von Eigentum. Das hätte man gern noch differenzierter, vor allem im Blick auf die heute dominanten Formen des Finanzkapitals, in denen alle Formen des Eigentums zusammengebracht werden. Zweifellos gibt der Besitz von Staatsanleihen den Staatsgläubigern Macht, insbesondere dann, wenn Finanzinvestoren wie Blackrock Pakete von Staatsanleihen vieler Länder besitzen und mit diesen ganze Regierungen in den Ruin treiben können.

## Das Ende der Boni

Wie in seinem Buch «Kapital und Ideologie» plädiert Piketty hier für eine neue, demokratische und ökologische Form des Sozialismus. Diese sei möglich, weil schon eine frühere «Systemtransformation des Kapitalismus» den Weg gezeigt habe. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde durch den Auf- und Ausbau des Sozialstaats, durch ein progressives Steuersystem mit heute fast unvorstellbar hohen

Spitzensteuersätzen von achtzig bis neunzig Prozent auf hohe und höchste Einkommen und Vermögen sowie durch die grosszügige Streichung von Staatsschulden die bestehende soziale Ungleichheit ganz erheblich reduziert. Was wir Neoliberalismus nennen, begann in den Siebzigern als heftige Gegenbewegung zum Sozialstaat und zu den progressiven Steuern. Dies hat zum erneuten Anwachsen der Ungleichheit geführt, während über dem Siegeszug neoliberaler Ideologien der Strukturwandel in Vergessenheit geraten ist, der davor eine lange Prosperitätsperiode des Kapitalismus ermöglicht hat.

Piketty will überzeugen, dass es möglich ist, wieder an die Erfolgsgeschichte des gebändigten Kapitalismus anzuknüpfen. Dazu müsste man ein Narrativ des radikalen Reformismus rekonstruieren. So bemüht er sich um den Nachweis, dass progressive Steuern auf Einkommen und Vermögen die soziale Ungleichheit ganz erheblich reduzieren können. Sehr hohe Steuersätze wirken schon dadurch auf die Verteilungsstruktur, dass sich exorbitante Bonus- oder Dividendenzahlungen nicht mehr lohnen, weil sie weggesteuert werden. Also werden sie nicht mehr gezahlt.

Setzte die alte sozialistische und kommunistische Linke auf Staatseigentum und zentralisierte Planwirtschaft, plädiert Piketty für ein anderes Programm, das bekannte und wirksame Mittel zur drastischen Reduzierung der Ungleichheit nutzt. Dazu gehören etwa eine Beschäftigungsgarantie für alle, ein Grundeinkommen, dazu öf-

fentlich finanzierte Gemeingüter wie Bildung, Gesundheitsversorgung, Sozialwohnungen oder Pflege. Und auch eine Art Erbschaft für alle, in Höhe von einigen Zehntausend Franken, ausbezahlt vom Staat beim Vollenden des 21. Lebensjahrs, kann man dazu zählen. Energie, Verkehr, Erziehung, Kultur, Gesundheit sollen und können dem Markt entzogen werden. Pikettys Programm eines demokratischen Sozialismus setzt auf viele machbare Einzelreformen. Im Kern geht es ihm um ein gut sozialdemokratisches Programm der Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik, ergänzt um einiges, was heute noch als utopisch gilt.

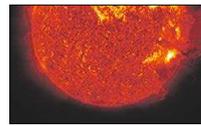
## Mitbestimmen und selbst verwalten

Nationale Sozialstaaten sind im Kontext einer globalisierten Wirtschaft ebenso unmöglich wie nationale Sozialismen. Es braucht also eine neue Weltwirtschaftsordnung, in der die früheren und die heutigen Formen des Kolonialismus überwunden werden. Es liegt nahe, an die Europäische Union zu denken, wenn man eine transnationale Sozial- und Steuerpolitik anstrebt. Und es liegt nahe, neue und erweiterte Formen der politischen Demokratie, national wie international, anzustreben, wenn man die Macht des grossen Geldes über die Demokratie brechen will. Wenn man die Herrschaft des Kapitals über die Arbeit und das Alltagsleben der Beschäftigten aufheben will, muss man die Machtstruktur von Unternehmen verändern, braucht also neue Formen von Mitbestimmung und Selbstverwaltung. Nicht nur in den Betrieben, auch auf Gemeindeebene. All das deutet der Autor in diesem Buch nur an.

Piketty bemüht sich, seinen radikalen Reformismus auch denjenigen schmackhaft zu machen, die mit der sozialdemokratischen Idee institutioneller Reformen wenig anfangen können. Auch der Kampf für gleiche Rechte und gegen Diskriminierungen aller Art kann auf die Dauer nur Erfolg haben, wenn er mit einem konkreten Programm institutioneller Reformen verbunden wird.



Thomas Piketty: «Eine kurze Geschichte der Gleichheit». Verlag C. H. Beck, München 2022. 264 Seiten. 38 Franken.



AUSSTELLUNG

## Nur einer ist optimistisch

«Climate Fiction» in Zürich, Museum Strauhof. Bis 8. Januar 2023.

Was bringt die Zukunft: Fortschritt oder Zusammenbruch? Technikoptimismus, in der Zukunftsliteratur des 20. Jahrhunderts weitverbreitet, ist selten geworden. Das zeigt die Ausstellung «Climate Fiction» im Zürcher Literaturmuseum Strauhof. Sie fasst den Begriff weit: Nicht in allen Texten steht das Klima im Zentrum. Bei Margaret Atwood, Cormac McCarthy oder der Schwarzen Science-Fiction-Pionierin Octavia E. Butler ist es nur Teil eines grösseren ökologischen und sozialen Notstands.

Am meisten Raum gibt «Climate Fiction» zwei gegensätzlichen Texten: dem Roman «Sturz in die Sonne» (1922) des Wallisers Charles Ferdinand Ramuz (vgl. Seiten 15–17), der noch nichts von Treibhausgasen wusste, aber die Verdrängung des Offensichtlichen schauderhaft präzise beschrieb; und dem «Ministerium für die Zukunft» (2020) des US-Autors Kim Stanley Robinson, dem einzigen wirklich optimistischen Klimaroman weit und breit, der erzählt, wie die Menschheit die Erhitzung mit einer Mischung aus Geoengineering und sozialistischer Politik in den Griff bekommt.

Optisch setzt das Museum auf Minimalismus: Grossformatige Bilder zeigen Erde und Sonne, der Rest ist Text – doch auch die Typografie schafft Bilder von Kreisen, Wellen, Fieberkurven. Hörstationen und kurze Videos ergänzen das Geschriebene.

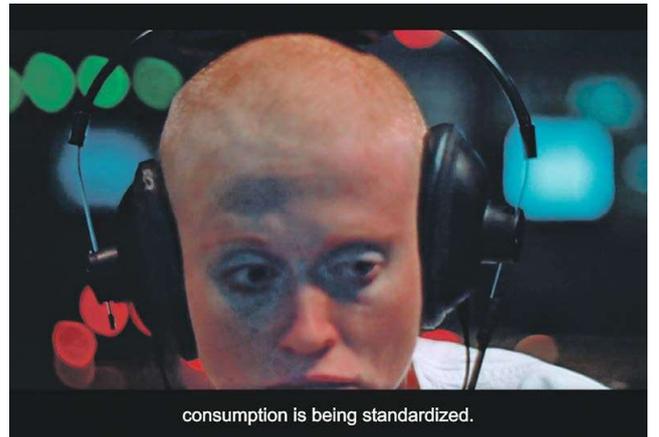
Im Roman «Die Erinnerung an unbekannte Städte» der Zürcher Autorin und Physikerin Simone Weinmann führt der Eingriff, der bei Robinson Teil der Rettung ist – das Versprühen von Partikeln, die das Sonnenlicht dämpfen –, ins Desaster: Es wird viel zu kalt, die Zivilisation bricht zusammen. Der Roman zeigt eindrücklich, wie schnell technische Errungenschaften, die heute als selbstverständlich gelten, verloren gehen können: Internet und Stromnetz sind nur noch Geschichten, Meldeläufer:innen bringen die Post, in Italien soll es noch Universitäten geben, aber niemand weiss Genaueres. Und die Überlebenden fragen sich: Ging da etwas schief? Oder war genau dieses Resultat erwünscht, und die Verantwortlichen haben sich rechtzeitig in Sicherheit gebracht?

BETTINA DYTTRICH

## TIPP DER WOCHE

### Im Maschinenraum der Visionen

SILVIA KOLBOWSKI: «WHO WILL SAVE US?», 2022. FOTO: GUNNAR MEIER



Was zeigen uns die Zukunftsfantasien von gestern? Fürs Kunsthaus Glarus hat die US-Künstlerin Silvia Kolbowski zwei Science-Fiction-Klassiker zu einem vierstündigen Höllenritt zusammengeschnitten. Aus Fritz Langs «Metropolis» (1927) und George Lucas' «THX 1138» (1971) wird so ein eskalierender Kommentar zu automatisierter Arbeit, Revolte und Sündenbockmechanismen. DJ

«Who Will Save Us?» von Silvia Kolbowski in: Glarus Kunsthaus. Bis 27. November. www.kunsthausglarus.ch

SERIE

## Horror aus der Crèmetube

«Cabinet of Curiosities». Idee: Guillermo del Toro. USA/Mexiko 2022. Netflix.



Horrorfilme verleiden einem auf lustvolle Weise die Lust am Zuschauen, zwingen einen manchmal sogar dazu, den Blick abzuwenden. Beim Kurzfilm «The Viewings» von Regisseur Panos Cosmatos dagegen bekommt man von den Gruselbildern gar nicht genug. Dieser erzählt von einem reichen Privatier, der eine Astrophysikerin, einen Musikproduzenten, einen Bestsellerautor und einen Mentalisten zu sich einlädt, um gemeinsam hochwertige Drogen zu nehmen. Zum Finale wütet dann ein Ungeheuer aus dem Weltall, das in der Abstellkammer lagert. Der schräge Plot ist in eine bernsteinfarbenen schimmernde Retrooptik gepackt – hier wirkt die Reminiszenz an vergangene Sehgewohnheiten aber nicht behaglich, sondern verstörend, die Bilder hallen jedenfalls lange nach (ähnlich wie schon in Cosmatos' «Mandy» mit Nicolas Cage).

«The Viewing» ist einer der acht Filme, die Regisseur Guillermo del Toro für die von ihm kuratierte Anthologie «Cabinet of Curiosities» zusammengestellt hat. Sie alle sind sehenswert, wenn auch nicht gleichermassen. Zunächst könnte man meinen, dass es del

Toro bei der Zusammenstellung vor allem um toxische Männlichkeit als Leitmotiv gegangen sei: Die ersten beiden Episoden erzählen von Männern und den Ruchlosigkeiten, zu denen sie materielle Not treibt, wobei im ersten Fall («Lot 36») ein rassistischer Losertyp im Mittelpunkt steht, im zweiten («Graveyard Rats») ein selbstmitleidiger Lappen, der sich als Grabräuber durchschlägt.

Richtig toll wird es mit Folge vier: Regisseurin Ana Lily Amirpour («A Girl Walks Home Alone at Night») erzählt darin von einer unscheinbaren Bankangestellten. Das Mauerblümchen entwickelt jedoch bald eine verhängnisvolle Obsession für eine Beautycreme: Körperhorror als eigenwilliger Werbeclip für Body Positivity, visuell ebenfalls eindrücklich. Auch das, was sich in der letzten Schublade von del Toros Gruselkabinett verbirgt, sticht heraus: Jennifer Kent («The Babadook») erzählt leise und ganze ohne Bezüge zu dem zuvor sehr präsenten H. P. Lovecraft von einem Ornithologenpaar, das in einem Geisterhaus damit ringt, den Tod der Tochter zu verarbeiten. DANIEL HACKBARTH